



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Romantisches

Walzel, Oskar

Bonn, 1934

Schlegel über Aristophanes

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99238](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99238)

Frage nach dem wahren Wesen der Komödie herangeführt worden waren.

Vor Schiller hat Friedrich Schlegel die Frage erwogen. Sein Aufsatz „Vom ästhetischen Werte der griechischen Komödie“ erschien 1794 im Dezemberheft der „Berlinischen Monatsschrift“. Er beginnt mit der Klage, nichts sei seltener als eine schöne Komödie. Das komische Genie sei nicht mehr frei, es schäme sich seiner Fröhlichkeit und fürchte, durch seine Kraft zu beleidigen. Es schmücke nur noch ernsthaft dramatische Handlungen aus dem häuslichen Leben mit seinen Reizen. Damit werde komische Energie durch tragische ersetzt. So entstehe eine neue Gattung, eine Mischung des komischen und tragischen Dramas, die sich gewöhnlich mit bescheidenem Stolz den ersten Platz anmasse.

„...die Natur des Komischen kann man nur in der unvermischten reinen Gattung kennen lernen: und nichts entspricht so ganz dem Ideal des reinen Komischen, als die alte griechische Komödie.“ Mit einem einzigen kühnen Schritt geht es bei Schlegel von den Ansichten, die bisher zu mustern waren, weiter zu einer ganz neuen Begründung. Der Kenner der Antike weist in Aristophanes den wahren Erfüller aller Wünsche nach, die seit Kant vorgetragen worden waren und demnächst auch von Schiller geäußert werden sollten. Er begnügt sich nicht mit philosophischen Gedanken, sondern meint, aus geschichtlicher Betrachtung zur rechten Antwort zu kommen. Seltsamerweise hatte man bisher sich mit Einwänden gegen bestehenden Brauch begnügt, aber kaum verraten, wo das Bessere zu finden sei. (Noch Schiller ließ im Nachlaßblatt die Frage offen, ob Molières „Tartuffe“ seinen Wünschen entspreche oder nicht.)

Schlegel wird tatsächlich zum Wiederentdecker des Aristophanes. Sulzer urteilt über die Form seiner Komödien noch ganz ab und nennt sie barbarisch; da sei mehr Possenspiel als Handlung. Immerhin gibt er mit Gravina (*Della ragion poetica* I, c. 20) zu, bewunderungswürdige Gürtrefflichkeit bleibe übrig, wenn man die Flecken wegnehme, die in einem unreinen Herzen ihren Grund hätten. Schon am 11. Dezember 1793 versprach Friedrich Schlegel seinem Bruder eine „Apologie des Aristophanes“. Im selben Jahr kündigte Wielands „Neuer Teutscher Merkur“ (3, 421 ff.) Verdeutschungen des Aristophanes an. Im nächsten Jahr brachte Wielands „Merkur“ die erste; andere folgten in seinem „Ästhetischen Museum“. Schlegel war Mitarbeiter dieser Zeitschrift. Er kämpfte also Schulter an Schulter mit Wieland für Aristophanes.

Zwei Begriffe stehen im Vordergrund von Schlegels Aufsatz: Freude und Freiheit. „Die Griechen hielten die Freude für heilig.“ „Die Freude ist an sich gut, auch die sinnlichste enthält einen unmittelbaren Genuß höhern menschlichen Daseins.“ „Weil reine menschliche Kraft sich in Freude äußert, so ist sie ein Symbol des Guten.“ „Was wäre eine Freude, die nicht von selbst schön wäre, sondern wie einem Geseße, der Schönheit aus Pflicht gehorchte?“ „Schöne Freude muß frei sein, unbedingt frei.“ „Wenn die Freude, wo wir Schranken erwarteten, uns mit Freiheit überrascht, so wird sie das schönste Symbol der bürgerlichen Freiheit.“ „Eine Person . . ., die sich bloß durch ihren eignen Willen bestimmt, und die es offenbar macht, daß sie weder innern noch äußern Schranken unterworfen ist, stellt die vollkommene innere und äußere persönliche Freiheit dar.“ „Daß die Freude frei und in ihrer Natürlichkeit schön sei, setzt eine Bildung des Menschen durch Freiheit und Natur voraus, wo alle seine Kräfte ihrem freien Spiel und ihrer eignen Entwicklung ungehemmt überlassen sind.“

Mary Beare erkannte (S. 62 f.) richtig, daß diese Sätze sich nahe mit Ansichten Schillers berühren, zunächst mit der Gedankenwelt der Briefe „Über die ästhetische Erziehung“. Es geht indes nicht an, Schlegels Begriff „Freude“ von Schillers „Don Karlos“ und von der Hymne „An die Freude“ abzuleiten und zu behaupten, Schlegel flöße dem eudämonistisch-ästhetischen Enthusiasmus, der sich in Schiller zur gottoffenbarenden Nächstenliebe emporgeläutert hatte, die philosophische Helle des kantischen Kritizismus ein. (Nicht Mary Beare behauptet das.)

Aufschlußreich erörtert Franz Schulz das Wesen der „Göttin Freude“, wie sie sich dem 18. Jahrhundert darstellt (Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1926 S. 3 ff.). Hagedorn ist wichtiger Gewährsmann; Anlaß der Vorstellung, die seit Hagedorn das 18. Jahrhundert durchzieht, ist für Schulz die von Shaftesbury ausgehende, von dem Feuer seines Geistes durchglühete Glückseligkeitslehre. Schulz verfolgt diese Vorstellung bis zu Schiller. Er weist zuletzt noch auf eine Stelle der „Lucinde“ Schlegels hin. Er erwähnt nicht den Aufsatz über Aristophanes. Allein Schulz hebt richtig hervor, daß auch der spätere Schiller trotz Kant der „Freude“ nicht untreu geworden ist. Vielmehr kennzeichne sich in diesem Begriff, was ihn von Kant trennt. Schillers Ideal vollendeter sittlicher Kultur setze voraus und bedinge „Freudigkeit“. Shaftesbury wirke sich im späten Schiller auch an dieser Stelle aus.